

*Beth Hoffman*

*Die Frauen  
von Savannah*

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Isabel Bogdan

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

Titel der Originalausgabe: Saving CeeCee Honeycutt  
Copyright © Beth Hoffman, 2010

All rights reserved including the right of reproduction in whole  
or in part in any form. This edition published by arrangement  
with Viking, a member of Penguin Group (USA) Inc

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Isabel Bogdan  
© 2011, 2012 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in  
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes  
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © akg-images

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04444-7

**D**ieses Buch widme ich Marlane Vaicius, der besten Freundin, die man sich wünschen kann. Marlane, Du bist meine Dixie.

**U**nd: In liebender Erinnerung an meine Großtante Mildred Williams Caldwell aus Danville, Kentucky. Diese auffallend großzügige und kluge kleine Frau entzündete das Feuer in mir, aus dem heraus ich dieses Buch schreiben konnte.



## Kapitel 1

Momma ließ ihre roten Satinschuhe mitten auf der Straße stehen. Das haben drei Augenzeugen ausgesagt. Ich erinnere mich, wie ich meine Mutter an einem verschneiten Morgen im Dezember 1962, als ich sieben Jahre alt war, zum ersten Mal in den roten Schuhen sah. Ich ging in die Küche, und da saß sie am Tisch. Das Licht war nicht an, aber im sanften Schleier der Morgendämmerung, der sich durch die Eisblumen am Fenster schob, sah ich hochhackige rote Schuhe unter dem Saum ihres Morgenmantels hervorschauen. Das Frühstück war nicht fertig, und mein Schulkleid hing nicht gebügelt am Knauf der Kellertür. Momma saß einfach da und starrte mit leerem Blick aus dem Fenster, die Hände schlaff auf dem Schoß, ihr Kaffee kalt und unberührt.

Ich stellte mich neben sie und atmete den süßen Duft des Lavendelpuders ein, der in ihrem Morgenmantel hing.

»Was ist denn, Momma?«

Ich wartete und wartete. Schließlich wandte sie den Blick vom Fenster ab und mir zu. Ihre Haut war so zart wie Seidenpapier, und ihre Stimme nur ein Flüstern, als sie mir die Hand an die Wange legte und sagte: »Cecelia Rose, wir gehen nach Georgia. Du sollst das wahre Leben kennenlernen. Die Frauen dort ziehen sich so hübsch an. Und die Leute sind freundlich und zuvorkommend – es ist alles ganz anders als hier. Sobald es mir besser geht, planen wir eine Reise – nur du und ich.«

»Und was ist mit Dad, kommt er auch mit?«

Sie kniff die Augen zu und antwortete nicht.

Den ganzen Winter über blieb Momma traurig. Ich dachte schon, sie würde nie wieder lächeln, aber dann kam der Frühling. Der Flieder blühte in großen, bauschigen lila Wogen, und Momma ging hinaus und schnitt Sträuße für jedes einzelne Zimmer. Sie lackierte ihre Fingernägel leuchtend rosa, frisierte sich und zog ein geblümtes Kleid an. Sie wirbelte durch die Zimmer, zog die Vorhänge zurück und riss alle Fenster auf. Sie drehte das Radio auf, nahm mich an den Händen und tanzte mit mir durchs Haus.

Wir fegten durchs Wohnzimmer, ins Esszimmer, um den Tisch herum. Mitten in einer Drehung blieb Momma abrupt stehen. »Ach, du meine Güte«, sagte sie, holte tief Luft und zeigte auf den Spiegel neben der Tür. »Sehen wir uns ähnlich! Wann ist das denn passiert? Wann bist du so erwachsen geworden?«

Wir standen nebeneinander und betrachteten uns im Spiegel. Was ich sah, waren zwei lächelnde Menschen mit dem gleichen herzförmigen Gesicht, blauen Augen und langem braunen Haar – Momma hielt sich ihres mit einem Stirnband aus dem Gesicht, meins war zum Pferdeschwanz gebunden.

»Erstaunlich«, sagte meine Mutter und band sich ebenfalls einen Zopf. »Guck uns mal an, CeeCee. Wenn du noch ein bisschen älter wirst, hält man uns bestimmt für Schwestern. Das wird lustig, oder?« Sie kicherte, nahm meine Hände und wirbelte mich herum, bis meine Füße vom Boden abhoben.

Sie war so glücklich, dass sie nach unserem Tänzchen mit mir in die Stadt fuhr und mir lauter neue Kleider und Haarbänder kaufte. Momma kaufte sich so viele neue Schuhe, dass der Verkäufer lachte und sagte: »Mrs Honeycutt, Sie haben bestimmt mehr Schuhe als das Bolschoi-Ballett.« Weder Momma noch ich wussten, was das be-

deutete, aber der Verkäufer fand es wohl geistreich. Also lachten wir mit ihm, und er half uns, die Pakete ins Auto zu tragen.

Nachdem wir den Kofferraum mit Tüten und Kartons vollgestopft hatten, rannten wir über die Straße zum Billigkaufhaus, setzten uns an die Bar und teilten uns einen Cheeseburger, eine Portion Pommes und einen Schokomilchshake.

Der Frühling war wirklich ein Ding. Ich hatte Momma noch nie so glücklich erlebt. Jeder Tag war ein Fest. Wenn ich aus der Schule nach Hause kam, wartete sie schon, herausgeputzt und mit einem breiten Lächeln im Gesicht. Sie schnappte sich ihre Handtasche, schob mich zum Auto, und auf ging's zu noch mehr Shopping.

Dann kam der Tag, an dem Daddy von einer dreiwöchigen Geschäftsreise zurückkam. Momma und ich saßen am Küchentisch, sie mit einer Zeitschrift, ich mit einem Malbuch und Buntstiften. Als Dad die Garderobentür aufmachte, um seine Jacke wegzuhängen, wurde er von einer Lawine aus Schuhkartons überrollt.

»Herr im Himmel!«, dröhnte er und wandte sich an Momma. »Wie viel Geld hast du ausgegeben?«

Als Momma nicht antwortete, legte ich meine Stifte hin und lächelte. »Daddy, wir waren zwar wochenlang shoppen, aber wir haben das alles umsonst gekriegt!«

»Umsonst? Was soll das denn heißen?«

Ich nickte wissend. »Ja! Momma musste dem Verkäufer nur so eine Plastikkarte geben, und dann konnten wir mitnehmen, was wir wollten.«

»Was?« Dad stampfte durch die Küche, pflückte Mommas Handtasche vom Haken neben der Tür und zog die Plastikkarte aus ihrem Portemonnaie. »Verdammt, Camille«, sagte er und schnitt die Karte mit einer Schere

durch. »Wie oft muss ich dir das noch sagen? Das muss aufhören. Keine Kreditkarten mehr. Wenn du so weitermachst, bringst du uns noch ins Armenhaus. Hast du gehört?«

Momma leckte ihren Finger an und blätterte eine Seite ihrer Zeitschrift um.

Er beugte sich hinunter und sah sie an. »Hast du deine Pillen genommen?« Sie ignorierte ihn und blätterte noch einmal um. »Camille, ich spreche mit dir.«

Seine Worte waren so scharf, dass ihre Augen ihren Glanz verloren.

Dad schüttelte den Kopf und holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank. Schnaufend ging er aus der Küche und klickte auf dem Weg ins Wohnzimmer Schuhe aus dem Weg. Ich hörte, wie er seinen breiten, massigen Körper in den Sessel fallen ließ und vor sich hin murmelte, wie immer, wenn er schlechte Laune hatte. Was, soweit ich das sah, ungefähr immer war.

Mein Vater lachte oder lächelte nicht viel, und er sorgte immer wieder dafür, dass ich mich so wertvoll fühlte wie ein Penny auf dem Gehsteig. Wenn ich ihm ein selbst gemaltes Bild zeigte oder ihm erzählen wollte, was ich in der Schule gelernt hatte, wurde er unruhig und sagte: »Ich bin müde. Lass uns ein andermal darüber reden.«

Aber ein andermal war nie.

Er war Handelsvertreter für Werkzeugmaschinen und verbrachte viel Zeit an Orten wie Michigan und Indiana. Normalerweise war er die ganze Woche weg und kam nur am Wochenende nach Hause. Und meistens waren diese Wochenenden von einer unerträglichen Spannung erfüllt, die samstags abends explodierte.

Momma donnerte sich dann meist auf, ging ins Wohnzimmer und bettelte, er möge mit ihr ausgehen. »Ach komm, Carl«, sagte sie und zupfte ihn am Arm, »lass

uns tanzen gehen, wie früher. Wir gehen gar nicht mehr aus.«

Sein Gesicht verzerrte sich, und er sagte: »Nein, Camille, ich gehe nicht mit dir aus, bevor du nicht wieder alle beisammenhast. Nimm deine Pillen.«

Dann weinte sie und sagte, sie bräuchte keine Pillen, er wurde sauer, drehte den Fernseher lauter und trank ein Bier nach dem anderen, und ich rannte nach oben und verkroch mich in meinem Zimmer. Ganze Monate vergingen, in denen ich kaum ein freundliches Wort zwischen ihnen hörte. Noch seltener sah ich, dass sie sich berührten. Und es dauerte nicht lange, da verschwand auch dies, und die Anwesenheit meines Vaters in unserem Haus schwand mit.

Momma schien froh zu sein, dass Dad so viel weg war. Eines Tages saß ich in ihrem Zimmer auf dem Fußboden und schnitt Anziehpuppen aus, und sie saß am Frisiertisch und schminkte sich. »Wer braucht den schon?«, fragte sie und beugte sich vor den Spiegel, um leuchtend roten Lippenstift aufzutragen. »Ich sage dir mal was, Cecelia Rose, die Leute im Norden sind genauso wie ihr Wetter. Kalt und langweilig. Und ich schwör dir, keiner von denen hat auch nur einen Funken Takt und Anstand. Weißt du, dass nicht eine einzige Person in diesem gottverlassenen Kaff weiß, dass ich mal Schönheitskönigin war? Reaktionäre Trantüten, allesamt, genau wie dein Vater.«

»Magst du Daddy nicht mehr?«

»Nein«, sagte sie und drehte sich zu mir um. »Tu ich nicht.«

»Er ist so selten zu Hause. Wo ist er, Momma?«

Sie tupfte sich die Lippen mit einem Taschentuch ab. »Der alte Trottel? Er ist nicht hier, weil er schon auf dem Friedhof ist, mit einem Fuß im Grab. Das ist auch so eine

Sache. Heirate bloß nie einen älteren Mann. Im Ernst, CeeCee. Wenn du dich in einen älteren Mann verknallst, dann hau ab, so schnell du kannst.«

Ich setzte die Schere ab. »Wie alt ist Daddy denn?«

»Siebenundfünfzig«, sagte sie und rieb sich einen Klecks Rouge von der Wange. »Und guck dir bloß mal an, was er aus mir gemacht hat.« Sie runzelte ihrem Spiegelbild gegenüber die Stirn und schüttelte den Kopf. »Ich bin erst dreiunddreißig und habe schon Falten. Dein Vater ist ein Yankee-Lügner. Ich kann dir gar nicht sagen, was er mir alles versprochen hat, damit ich ihn heirate und mit ihm in dieses Kuhdorf ziehe. Alles Schall und Rauch.«

Ich wollte sie schon fragen, was das bedeutet, da wurde ihr Gesicht plötzlich starr. Sie schaute auf ihr Hochzeitsfoto und hob es langsam an. Dann malte sie mit ihrem Lippenstift ein dickes rotes X über das Gesicht meines Vaters, quietschte vor Lachen, schüttelte sich das Haar auf und ging hinaus.

Ich weiß nicht, was der Auslöser gewesen war, aber seit diesem Tag ging Mommas Stimmung auf und ab wie ein Jojo. An einem Tag kriegte sie einen Tobsuchtsanfall und machte alles kaputt, was sie in die Finger bekam, am nächsten war sie die Ruhe selbst, wie ein Glas Wasser. Und dann war sie von jetzt auf gleich verschwunden. Ich bekam Panik und lief die Straße auf und ab und rief mit klopfendem Herzen ihren Namen. Irgendwann fand ich sie, wie sie in der Nachbarschaft von Tür zu Tür ging und für irgendeine Wohltätigkeitsorganisation sammelte, von der noch nie jemand gehört hatte. Ein paar Leute hatten Mitleid mit ihr und steckten ein oder zwei Münzen in ihre Sammelbüchse, aber die meisten machten ihr die Tür vor der Nase zu.

Sie wurde so unberechenbar, dass ich nie wusste, was mich nach der Schule zu Hause erwarten würde – ein Teller pappiger, halb gebackener Plätzchen oder gedämpfte Schluchzer, die unter ihrer verschlossenen Zimmertür hervordrangen. Ich wusste nicht, was ihr fehlte, aber ich wusste, dass keine andere Mutter in unserer Stadt sich so aufführte. Die anderen Mütter brachten frisch gebackene Cupcakes in die Schule, und ich sah sie mit ihren Kindern, manchmal auch mit Hunden, in der Stadt. Die anderen Mütter wirkten glücklich, und man konnte anscheinend Spaß mit ihnen haben. Mit meiner Momma hatte ich keinen Spaß mehr. Manchmal benahm sie sich so seltsam, dass ich Angst bekam.

Ich sah mit an, wie sie über die Jahre immer mehr den Bezug zur Realität verlor und immer weiter wegdriftete, aber richtig schlimm wurde es an einem windigen Nachmittag im Frühling, als ich neun Jahre alt war.

Ich war auf dem Heimweg von der Schule und genoss den Wind im Gesicht, als drei Jungs an mir vorbeiliefen. Einer bremste ab und stupste mich an. »Hey, Honeycutt, ich wusste ja gar nicht, dass du Geburtstag hast. Aber bei euch im Vorgarten wartet 'ne Sahneschnitte auf dich!«

Er stieß ein gemeines, prustendes Lachen aus und verschwand um die Ecke. Als ich in unsere Straße einbog und Momma sah, wurde mir ganz heiß. Meine brünette Mutter hatte sich die Haare weiß gebleicht und stand in einem Albtraum von quietschgelbem Ballkleid im Vorgarten. Das Kleid war so eng, dass die Nähte sich an einigen Stellen kräuselten, an anderen schon geplatzt waren, und unter dem üppigen, gerafften Rock bauschten sich lagenweise steife weiße Petticoats.

Wie eine Sahneschnitte sah das nicht aus. Eher wie eine explodierte Hochzeitstorte. Und als hätte das nicht gereicht, funkelte in der Sonne auch noch ein Strass-Dia-

dem, das krumm und schief auf ihrem Kopf saß. Sie warf den Vorbeifahrenden Kuschände zu.

»Ich liebe euch!«, rief sie und winkte einem Cabrio voller Jugendlicher zu.

Der Fahrer hielt mit quietschenden Bremsen an und fuhr rückwärts zu ihr zurück. Er zog noch einmal an seiner heruntergebrannten Zigarette und schnippte sie auf die Straße. »Hey, Baby«, rief er Momma zu. »Irres Outfit. Was läuft?«

»Bitte wählt mich!«, sang sie über den Rasen hinweg. »Ich mache euch stolz auf unseren großartigen Staat Georgia!«

Die Jungen lachten, und einer sagte: »Georgia? Wieso, sind Sie verrückt oder so was? Das hier ist Willoughby, Ohio.«

Dass er recht hatte, schien völlig an ihr vorbeizugehen. Sie warf ihm noch eine Kuschand zu. »Vergesst nicht, mich zu wählen!«

Einer der Jungen auf der Rückbank winkte sie heran. »Klar wähle ich dich. Komm her, setz dich auf meinen Schoß.«

Sie kicherte und ging zum Wagen. Als sie gerade auf dem Gehweg war, trat der Fahrer aufs Gas und fuhr mit quietschenden Reifen an. Qualmwolken hingen in der Luft, aber Momma warf einfach weiter Kuschände.

Es war mir so peinlich, dass ich am liebsten auf der Stelle implodiert wäre. Ich wusste, dass ich sie beim Arm nehmen und ins Haus hätte bringen sollen, aber vor lauter Scham haute ich in die entgegengesetzte Richtung ab. Meine Bücher an die Brust gedrückt, rannte ich so schnell ich konnte bis zur Stadtbücherei. Ich drückte die schwere Holztür zur Damentoilette auf, versteckte mich in einer Kabine und schlug ein Buch auf. Ich las, so schnell ich konnte, ich fraß mich durch die Seiten, bis mein Herz auf-

hörte zu wummern, bis die Geschichte aus dem Buch real wurde und mein Leben nur noch eine Geschichte war – eine Geschichte, die einfach nicht wahr war. Nicht wahr sein konnte. Ich blieb auf der Toilette, bis der Putzmann den Boden wischen kam und mich hinauswarf.

Kurz darauf fing Momma an, zum Wohltätigkeitsladen zu gehen. Sie kaufte alte Ballkleider und Cocktailkleider, und wenn sie die passend eingefärbten Schuhe dazu fand, dann kaufte sie sie ebenfalls, auch wenn sie drei Nummern zu groß waren.

Eines Nachmittags lag ich auf dem Bett und las *Klein Stuart*. Da hörte ich Mommas Schritte auf der Treppe und das Rascheln von Papiertüten – immer ein sicheres Zeichen dafür, dass sie bei einem Ausflug zum Wohltätigkeitsladen auf Gold gestoßen war. Ich hörte sie lachen, ganz schwindelig vor Freude, als sie ihre Neuerwerbung anprobierte. Ein paar Minuten später rief sie mich: »Cecelia Rose, komm mal her, Schatz! Guck mal, was ich gefunden habe!«

Ich steckte die Nase noch tiefer in mein Buch und tat, als würde ich sie nicht hören, aber Momma rief noch einmal, und als ich nicht antwortete, hörte ich das harte *Klicketiklick* ihrer Stöckelschuhe im Flur. Sie riss meine Tür auf und rief: »Jetzt guck dir mal deine Momma an! Ist das nicht irre?«

Sie stand in der Tür, mit glänzenden Augen vom Shoppen. Dann raffte sie den Rock des zerschlissenen alten Ballkleids zusammen, das sie gerade für einen Dollar gekauft hatte, und wirbelte in mein Zimmer wie ein knallbunter, außer Kontrolle geratener Kreisel.

»Was für ein zauberhaftes Rosa. Steht mir«, sagte sie und hielt inne, um sich im Spiegel an meiner Kleiderschranktür zu bewundern.

Ich weiß nicht, was Momma in dem Spiegel sah, dass es sie so entzückte, aber es war sicher nicht das, was ich sah.

Sie legte die Hände auf die Hüften, schaute über ihre Schulter und wartete darauf, dass ich ihr sagte, sie sehe toll aus. Ich gab mir alle Mühe, mir das abzurufen, was sie hören wollte. »Sieht schön aus, Momma«, flüsterte ich, beschämt genug für uns beide zusammen, dann senkte ich den Blick wieder und las weiter.

»Sei nicht traurig, CeeCee. Eines Tages gewinnst du auch einen Schönheitswettbewerb, und dann kannst du auch diese ganzen schönen Kleider tragen. Ich hebe sie für dich auf, Schatz, das verspreche ich dir.« Sie lächelte mich an und stolzierte aus meinem Zimmer.

Ich war froh, dass sie weg war, schoss aus dem Bett und machte die Tür hinter ihr zu.

Momma trug diese zerschlissenen alten Ballkleider an mehreren Tagen pro Woche. Je öfter sie sie trug, desto berühmter wurde sie in der Stadt. Selbst die nettesten Nachbarn konnten nicht anders, als in ihren Vorgärten zu stehen, mit großen Augen und offenem Mund, wenn sie in raschelndem Taft den Gehweg entlangstolzierte. Man konnte es ihnen kaum verübeln. Mit einer Nachbarin wie Momma brauchte man kein Fernsehen mehr.

In der Schule war ich das dünne Mädchen, dessen Mutter ein Krönchen trug, mit verschmiertem Lippenstift herumliefe und verrückt war. Niemand sprach mit mir, außer wenn sie die Lösung einer Aufgabe wissen wollten, und niemand setzte sich beim Mittagessen zu mir – na ja, niemand außer Oscar Wolper, der nach schmutzigen Socken roch und einen Kopf wie eine Kartoffel hatte.

Nach einer Weile beachtete ich meine Klassenkameraden gar nicht mehr. Es war mir egal, was sie über meine Mutter sagten oder ob sie mich schief anguckten. Ich ging

einfach in die Schule, setzte mich hin und guckte auf die Tafel. Außerdem wusste ich, dass sonntags immer ein Lächeln auf mich wartete.

## Kapitel 2

Solange ich denken konnte, hatte ich die Sonntagvormittage bei unserer Nachbarin verbracht, einer älteren Dame, Mrs Gertrude Odell. Um acht Uhr ging ich hinunter in die Küche und wartete darauf, dass bei ihr das Licht auf der Veranda anging; das war ihr Signal, dass sie bereit war, mich zu empfangen. Sobald das Licht anging, rannte ich zur Tür hinaus, durch den Vorgarten und die Hintertreppe ihres kleinen Backsteinhauses hinauf. Sie begrüßte mich immer mit einem Lächeln, das dünne weiße Haar auf klitzekleine Lockenwickler gedreht, noch im Nachthemd und einem geblühten Morgenmantel, der an den Ärmeln ausgefranst war.

»Guten Morgen, mein Schatz«, sagte sie, wenn ich in ihre Küche trat. »Da wird dieser herrliche Tag gleich noch schöner.«

Ob die Sonne schien oder es regnete, selbst wenn nachts ein halber Meter Schnee gefallen war, für Mrs Odell war jeder Tag schön. Ich glaube, sie war einfach froh, über der Erde aufgewacht zu sein.

Mrs Odell lebte allein. Sie hatte einmal einen Mann gehabt, aber er war schon lange tot. Wir halfen einander oft: Sie machte mir morgens immer ein Schulbrot, und ich half ihr im Garten Unkraut jäten und schwere Sachen tragen.

Unsere Sonntagsfrühstücke waren mir das Allerliebste auf der ganzen Welt. Ich holte das Besteck heraus und deckte den weißen, emaillierten Tisch neben dem Küchenfenster, während sie mit ihren abgetragenen Oma-

schuhen mit unterschiedlichen Schnürsenkeln auf dem grünen Linoleum herumschlurft und einen ganzen Stapel Pfannkuchen buk. Dann setzten wir uns und schmausten festlich, während im Radio ein Gottesdienst übertragen wurde. Mrs Odell liebte Chorgesang, deswegen machte sie es immer rechtzeitig an, damit wir nichts verpassten. Meistens erwischten wir noch das Ende der Predigt, die von einem verärgert klingenden Prediger gehalten wurde. Es klang immer, als würde er seine Zuhörer mit erhobenem Zeigefinger ausschimpfen.

Eines Sonntags, ich leckte mir gerade Ahornsirup von den Fingern, fragte ich Mrs Odell: »Warum ist der Prediger so wütend? Er klingt immer so böse.«

Sie trank einen Schluck Tee und dachte kurz nach. »Jetzt, wo du es sagst – stimmt, er klingt ein bisschen griesgrämig. Vielleicht hat er keine Lust mehr, den Leuten dauernd zu sagen, sie sollen nett zueinander sein.«

»Sind alle Priester so griesgrämig?«, fragte ich und biss von meinem Pfannkuchen ab.

Mrs Odell kicherte. »Wahrscheinlich nicht alle, aber ich glaube, viele predigen mit etwas zu viel Nachdruck.«

»Was ich nicht verstehe, ist, warum die Leute sich schick machen und in die Kirche gehen, bloß um sich ausschimpfen zu lassen. Da kann man doch besser gleich zu Hause bleiben, im Schlafanzug Pfannkuchen essen und sich übers Radio anschreien lassen.«

Mrs Odell lachte Tränen. Aber ich hatte das ganz ernst gemeint.

Am folgenden Freitag hörte ich auf dem Heimweg von der Schule ein lautes *Tock-Tock-Tock* hinter den Bäumen. Vor der Kirche schlug ein Mann ein Schild in den Boden, das ein Wohltätigkeitsfest ankündigte. Unten auf dem Schild stand in leuchtend roten Buchstaben *Feiern Sie mit – Alle sind eingeladen!* Als ich zu Hause ankam, hatte

ich bereits fest beschlossen, am Samstagvormittag hinzugehen und mir selbst ein Bild zu machen, was es mit diesem Kirchendings auf sich hatte.

Bevor ich am nächsten Morgen aus dem Haus ging, setzte ich eine alte Sonnenbrille auf und wickelte mir ein Tuch um den Kopf. Dank Mommas Aussetzern sahen mich inzwischen sogar die Erwachsenen in unserer Stadt mit einer Mischung aus Ekel und Mitleid an, deswegen verkleidete ich mich immer ein bisschen, wenn ich in die Stadt ging.

Das Fest brummte bereits, und ich schlüpfte in den Schatten der Bäume, um es mir anzusehen. Mein erster Eindruck war, dass Kuchen die Leute sehr viel eher dazu bringt, freundlich zueinander zu sein, als ein schimpfender Prediger. Tatsächlich wurde an den Kuchenverkaufstischen mehr gelächelt als ich es je irgendwo gesehen hatte. Sogar die übellaunigsten, finstersten Männer der Stadt wirkten ganz zufrieden und grinsten wie die Honigkuchenpferde angesichts der langen Tische mit Plätzchen, Kuchen und Strudeln. Sogar Mr Krick, der Inhaber des Eisenwarenladens und muffeligste Mensch der Welt, nahm sich ein Stück Kuchen. Unter dem aufmerksamen Blick einer kleinen, grauhaarigen Frau hielt er es sich unter die Nase und atmete den Duft ein.

»Ida Mae«, sagte er mit einem dümmlichen Grinsen, »da haben Sie ein Meisterwerk geschaffen. Dieses Holundertörtchen hat der Herrgott selbst gesegnet. Das nehme ich.«

Ida Mae errötete und packte das Törtchen in eine Schachtel.

»Und machen Sie sich keine Sorgen wegen dem kapputten Schnapper an Ihrer Fliegentür«, sagte Mr Krick plötzlich fröhlich. »Ich komme morgen mal vorbei und bringe das in Ordnung.« Er reichte Ida Mae einen Fünf-

dollarschein, sagte ihr, sie könne den Rest behalten, und verschwand in der Menge.

Ich merkte mir, dass ich, wenn ich je die Hilfe eines Mannes benötigen sollte, ihm einen Kuchen backen würde. Ich überlegte, ob das der Grund war, warum mein Dad kaum noch nach Hause kam. Soweit ich wusste, hatte Momma ihm noch nie einen Kuchen gebacken.

Hinter den Gebäcktischen gab es eine Reihe von Spielbuden, aber da traute ich mich nicht hin, weil ein paar Kinder aus meiner Schule dort waren. Ich schaute ihnen aus sicherer Entfernung zu, wie sie Bälle warfen, Kegel abräumten und Preise gewannen.

Als ich genug von dem Fest gesehen hatte, nahm ich eine Abkürzung über den Rasen und ging zur Kirche. Die Tür stand sperrangelweit offen, also stieg ich die Stufen hoch und sah hinein.

Es war fast ganz dunkel. Das einzige Licht fiel durch ein buntes Glasfenster in der hinteren Wand herein. Vor den Reihen polierter Holzbänke stand ein Altar mit einem dunkelroten Tuch, darauf jede Menge brennender Kerzen in kleinen Gläsern.

So leise ich konnte, ging ich den Gang hinunter. In der vordersten Reihe knieten drei Frauen mit Spitzentüchern auf dem Kopf. Sie ließen lange Perlenschnüre durch ihre Finger gleiten, und eine wippte zu einem Rhythmus, den ich nicht hören konnte, vor und zurück. Ich wusste nicht, was Perlenketten mit Beten zu tun hatten, aber ich nahm an, es handelte sich um einen geheimen Code, speziell für Frauen.

Ich betrachtete die Szene vor mir mehrere Minuten lang und fragte mich, ob eine Perlenkette meiner Mutter helfen könnte. Auf dem gesamten Heimweg dachte ich darüber nach.

Als ich zu Hause ankam, sah ich Dads Wagen in der

Einfahrt stehen. Ich öffnete die Hintertür und hörte Mommas Stimme donnern. »Nein! Hau ab!«

»Verdammt, Camille, beruhige dich. Ich muss mit dir reden.«

Es gab ein wütendes Durcheinander von Worten, das mit dem Klirren von Glas endete. Ich rannte durch die Küche und versteckte mich im Besenschrank. Über mir hörte ich Schritte, und dann dröhnte Dads Stimme durchs Haus: »Camille, du musst damit aufhören. Jetzt setz dich bitte hin und ...«

»Ich hasse dich!«, kreischte Momma.

Das ganze Haus bebte, als ihre Zimmertür zuschlug, kurz darauf hörte ich Dad die Treppe heruntertrampeln. Ich stand stocksteif im Besenschrank und hielt, als er in die Küche kam, den Atem an. Die Fliegentür knallte zu, und ich machte die Schranktür auf, um aus dem Fenster zu schauen. Ich sah meinen Vater in sein Auto steigen und beschloss, es mal mit diesem Beten zu versuchen.

Später am Abend, als Momma auf dem Sofa schlief, durchsuchte ich eine Kommode in ihrem Schlafzimmer nach der Perlenkette, die sie in einem rosa Satintäschchen aufbewahrte. Ich zog ein altes Spitzendeckchen unter einer Lampe weg, nahm mir eine Weihnachtskerze aus einer Kiste im Schrank, ging in mein Zimmer und schloss die Tür. Mit einer Haarnadel steckte ich mir das Spitzendeckchen auf dem Kopf fest, zündete die Kerze an und kniete mich ans Fenster. Ich wusste nicht genau, was ich dann tun musste, und so starrte ich in den Himmel und rieb die Perlen zwischen meinen Fingern, bis sie schön warm geworden waren.

»Hallo. Mein Name ist Cecelia Rose Honeycutt, ich wohne in der Tulipwood Avenue 831. Der Prediger im Radio hat gesagt, wenn wir unser Herz aufmachen und

darum bitten, dann werden wir gerettet. Er hat gesagt, so einfach ist das. Also bitte ich dich, kannst du Momma retten? Irgendwas stimmt mit ihrer Seele nicht, und es wird jeden Tag schlimmer. Und wenn du schon dabei bist, kannst du mich auch retten? Mit meiner Seele ist alles in Ordnung, aber ich könnte ein bisschen Hilfe hier unten wirklich gebrauchen. Ich tu auch alles, was du sagst. Amen.«

Ich betete mehrere Wochen lang und zählte für jedes Gebet eine Perle ab. Täglich wartete ich darauf, dass es Momma besser ging, aber es ging ihr nie besser. Es waren einundsechzig Perlen an der Kette, und wenn nicht bald etwas passierte, dann würde ich keine Gebete mehr übrig haben. Eines Tages fand ich, es wäre wohl Zeit, mich direkt an Gott zu wenden. Aber ich wusste nicht, ob das richtig war. *War Gott so wie unser Schulleiter, der immer in seinem Büro war und nur mit Lehrern sprach? Würde Gott es frech finden, wenn ich mich direkt an ihn wandte?*

Ich war nervös, fand dann aber, ich hätte ja nichts zu verlieren, also legte ich los und betete, bis ich zur letzten Perle an der Kette kam. Aber der Sommer ging in den Herbst über, und in meinem Leben änderte sich nichts außer der Farbe der Blätter an den Bäumen. Entweder Gott hatte mich nicht gehört, oder er hatte Wichtigeres im Kopf.

An einem warmen Oktoberabend saß ich draußen, an einen Ahornbaum gelehnt, und starrte in die Äste über mir. Das Mondlicht schimmerte auf den kupferfarbenen Blättern, wenn sie sich lösten und zu Boden schwebten, und ich dachte über all die Gebete nach, die ich gesprochen hatte.

*Wohin waren sie gegangen? Lagen sie in einem Haufen vor Gottes Haustür, so wie die Blätter, die in Häufchen unter den*

*Bäumen lagen? Würde Gott eines Tages die Tür aufmachen und hintenüberkippen, wenn meine ganzen Gebete zu ihm hereinpurzelten?*

Als ich wieder ins Haus ging, beschloss ich, genügend Gebete für ein ganzes Leben gesprochen zu haben, warf das Spitzendeckchen und die Kerze weg, steckte Mommas Perlenkette wieder in das Satintäschchen, ging hinauf und las ein Buch.

Bücher wurden mein Leben, oder vielleicht sollte ich sagen, Bücher waren meine Art, aus meinem Leben zu fliehen. Ich machte meine Hausaufgaben immer so gründlich, dass ich sie auswendig konnte. Auf eine sonderbare, verdrehte Weise sorgte die Verrücktheit meiner Momma dafür, dass ich mehr lernte und Klassenbeste wurde. Für jeden Teller, jede Untertasse und jedes Glas, die sie an die Wand warf, fügte ich meiner Leseliste ein Buch hinzu. Und immer, wenn sie weinte, las ich eine ganze Spalte im Wörterbuch. Mit elf hatte ich schon eine ziemliche Menge Bücher gelesen und kannte einen Haufen Wörter.

Wenn die Mädchen aus meiner Klasse nach der Schule nach Hause rannten, um Brettspiele zu spielen oder sich mit dem Make-up ihrer Mütter zu schminken, dann drehte ich mich um und ging in die entgegengesetzte Richtung die schattigen Gehsteige entlang bis zur Stadtbücherei von Willoughby. Ich war zufrieden, wenn ich allein auf dem kühlen Boden zwischen den hohen Holzregalen saß, aber in Wahrheit sehnte ich mich doch nach einer lebendigen, atmenden Freundin, mit der ich hätte reden können. Lachen. Einfach *sein*. Tag für Tag sehnte ich mich danach, meine Schritte im Gleichtakt mit denen eines anderen Mädchens zu hören. Wenn diese Sehnsucht zu wehtat, versuchte ich mir einzureden, ich bräuchte niemanden. Auch keine Mutter.

Aber als ich zwölf Jahre alt war, konnte ich mir nichts mehr einreden.

Ich kam an einem stürmischen Frühlingstag aus der Schule nach Hause, machte die Haustür auf, und mir wehte eine graue Rauchwolke ins Gesicht. Ich ließ meine Bücher fallen und rannte in die Küche, wo auf dem Herd ein Kochtopf brannte. Ich musste so sehr husten, dass ich glaubte, ich würde ersticken, grapschte nach einem Topflappen, warf den versengten Topf in die Spüle und drehte den Herd aus. Nachdem ich alle Fenster und Türen aufgerissen und den Rauch hinausgewedelt hatte, begutachtete ich den Schaden. Auf dem Herd klebten Käse und verbrannte Makkaroni, die bis an die Schränke gespritzt waren, und der Rauch hatte einen grauen Film unter der Decke hinterlassen. Ich starrte das Chaos an und überlegte noch, wie ich das je sauber kriegen sollte, da hörte ich Momma heulen, als stünden ihre Haare in Brand.

Ich raste die Treppe hinauf und fand sie auf ihrem Bett sitzend, in einem roten Spitzen-BH, einem Petticoat und ihrem Diadem. Sie weinte so sehr, dass ihr Gesicht vor lauter Verquollenheit gar nicht zu erkennen war. Momma roch ganz komisch – nach Haarspray und Shalimar-Parfum, gemischt mit Pipi.

Ich ging durch das Zimmer, und mein Herz klopfte wie ein Vogel, der gegen ein geschlossenes Fenster flattert. Ich hielt mich am Bettpfosten fest. »Was ist denn, Momma?«

Sie setzte ein tragisches Gesicht auf. »Guck dir das mal an«, sagte sie und hob ihr Album hoch.

Das Bild, das ich mir ansehen sollte, war ein Foto von ihr im weißen Königinenkleid, auf dem sie lächelte wie eine Göttin. Von ihrer Schulter zur Hüfte verlief eine grüne Seidenschärpe mit den Worten *Zwiebelkönigin Vidalia 1951* in Glitzerschrift. Sie stand auf einer Bühne, die mit zwei überquellenden Zwiebelfässern dekoriert war.

»Mein Leben ist hier, das ist mein *richtiges* Leben«, wimmerte sie und stieß mit dem Zeigefinger auf das Bild. Sie rieb sich die Augen und verschmierte ihre Wimperntusche über die Wangen. »Ich war so schön und so jung.«

»Du bist immer noch schön, Momma.«

Ihre Lippen zitterten. »Findest du?«

Ich nickte und versuchte, vernünftig mit ihr zu sprechen und sie in die Realität zurückzuholen. »Momma, diesen Wettbewerb zu gewinnen war doch nicht dein Leben – es war nur ein *Tag* in deinem Leben, das ist alles. Mrs Odell sagt, Leben ist, was man draus macht. Vielleicht würde es dir besser gehen, wenn du da mehr drüber nachdenkst.«

Sie sah mich mit großen Augen an. »Wer ist denn Mrs Odell?«

Mein Magen drehte sich um, und es schnürte mir die Kehle zu. Ich lehnte mich mit der Stirn an den Bettpfosten und holte tief Luft. »Unsere Nachbarin, Momma. Sie wohnt nebenan. Erinnerst du dich?«

»Unser Nachbar ist Colonel Braxton Griffin. Er ist ein direkter Nachkomme von General Robert E. Lee und ein veritabler Gentleman.«

»Nein, Momma. Hör mir zu. Es gibt keinen Colonel Griffin. Mrs Odell war schon *immer* unsere Nachbarin.«

Sie runzelte die Stirn und sah mich an, als wäre ich die Verrückte. Ich hatte das entsetzliche Gefühl, dass sie endgültig übergeschnappt war. Sie wiegte sich hin und her, und ihr rannen Tränen übers Gesicht.

*Atmen, CeeCee. Atmen. Bitte, hilf mir doch jemand. Bitte, lieber Gott.*

Ich ging ums Bett herum, setzte mich und nahm ihre Hand in meine. Ich hörte meine eigene Stimme kaum, als ich sagte: »Momma. Wie heiße ich?«

Sie hörte auf zu wippen und starrte mich eine Ewigkeit lang an. Es wurde still. Die Uhr auf ihrem Nachttisch tickte und tickte. Ich schluckte. »Wer bin ich, Momma?«

Ihr leerer Gesichtsausdruck machte mir Angst. Als ich schon nach nebenan rennen und Mrs Odell holen wollte, flackerte in ihren Augen so etwas wie ein Erkennen auf.

»Momma, wie heiÙe ich?«

»Cecelia Rose«, platzte sie heraus. Dann drückte sie sich das Album an die Brust und vergrub das Gesicht in der Tagesdecke.

»Bleib hier. Alles wird gut. Ich bin gleich wieder da.« Ich stand vom Bett auf, ging mit zitternden Beinen durch den Flur und ließ ein heißes Bad ein. Während die Wanne sich füllte, ging ich in ihr Zimmer zurück. Einen nach dem anderen löste ich ihr die Finger von dem Album, half ihr aus dem Bett und führte sie ins Badezimmer. Ich weiß nicht, warum, aber Momma weigerte sich, BH und Schlüpfer auszuziehen. Ich hatte nicht die Kraft, mit ihr darüber zu streiten, also rieb ich ihr nur mit einem Kosmetiktuch den Schnodder unter der Nase weg und ließ sie in die Wanne sinken. Dann setzte ich mich auf den Klodeckel und las ihr laut aus einem Nancy-Drew-Buch vor.

Als Momma schließlich aufhörte zu weinen, sah sie mich mit geschwellenen, rot geränderten Augen an. »Ist Nancy Drew eine Freundin von dir? Ich kann mich gar nicht an sie erinnern.«

Mir blieb der Mund offen stehen. Ihre Krankheit hatte mich so erschöpft, dass ich schreien wollte. Ich starrte sie an und schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Freunde.«

»Du hast jede Menge Freunde«, sagte sie, hob etwas Badeschaum an und pustete ihn sich von der Hand. »Sie gehen doch hier ein und aus.«

Plötzlich überkam mich eine rasende Wut. Sie war so

stark, dass mir die Hände zitterten. Ich nahm den Spiegel neben dem Waschbecken und hielt ihn ihr vor die Nase. »Wie soll ich denn Freunde haben? Guck doch mal, was du aus dir gemacht hast.«

Ihr Mund ging auf, als sie ihr Spiegelbild sah, und eine unaussprechliche Traurigkeit legte sich langsam über ihr Gesicht. Sie wandte sich ab und starrte die Blümchentapete an, als läge das Geheimnis ihres kaputten Lebens hinter einem verblassten Blütenblatt verborgen.

Ich legte den Spiegel beiseite und schämte mich. »Es tut mir leid, Momma. Das habe ich nicht so gemeint.«

Ohne mich anzuschauen, sagte sie: »Deine Nancy Drew ist nur eifersüchtig, weil ich Schönheitskönigin bin und sie nicht.«

Ich senkte den Blick und las weiter.

Als das Badewasser kalt wurde, half ich Momma aus der Wanne, zog ihr Schlüpfer und BH aus und trocknete sie ab. Nachdem ich ihr ein Nachthemd angezogen hatte, ging sie ins Bett und schlief ein, noch bevor ich ihr das Diadem aus dem Haar gefummelt hatte. Irgendwann hatte ich es gelöst, legte es auf den Nachttisch und ging hinunter in die Küche.

Dort füllte ich einen Eimer mit heißem Seifenwasser, schrubbte die Käsemakkaroni vom Herd, dann stellte ich mich auf einen Stuhl und wischte die Küchenschränke ab. Der verbrannte Topf war nicht mehr zu retten, ich warf ihn weg. Nachdem ich alles geputzt hatte, ging ich auf die Knie, griff hinter den Herd und zog den Stecker raus. Ab sofort konnte Momma Sandwiches essen, solange ich nicht zu Hause war und aufpassen konnte.

Ich bemühte mich zwar immer, die schlimmsten Seiten der Krankheit meiner Mutter geheim zu halten, aber an dem Abend konnte ich nicht anders, als zu Mrs Odell zu rennen. Die schrecklichsten Teile erzählte ich ihr nicht, es

war mir zu peinlich. Aber sie bekam doch einen Eindruck, was vorgefallen war.

Sie nahm mich in den Arm. »Oh Schatz, deine Mutter ist eine geplagte Seele. Soll ich mit rübergehen und mal sehen, ob ich ihr helfen kann?«

»Sie schläft«, sagte ich mit unterdrückten Tränen.

»Gut. Dann bleibst du hier und isst mit mir Abendbrot.«

Ich war hungrig auf alles, was nur irgendwie normal war, und folgte Mrs Odell in der Küche auf Schritt und Tritt, aber das schien ihr nichts auszumachen. Während sie das Abendessen machte, unterhielten wir uns darüber, was wir in der Schule gerade machten, dann legte sie das Essen auf angeschlagene Porzellanteller, und ich stellte im Wohnzimmer Fernsehtablets auf. Schon bald hatte ich Momma fast vergessen, als wir Abendbrot aßen und über *I love Lucy* lachten.

Nachdem wir den Abwasch gemacht hatten, spielten wir Halma, bis es dunkel wurde, und dann begleitete Mrs Odell mich nach Hause. Sie ging hinauf, um nach Momma zu sehen, und kam ein paar Minuten später mit traurigem Gesicht zurück. »Sie schläft tief und fest, Schatz. Vielleicht geht es ihr ja morgen besser.«

Mrs Odell drückte mich und ging, ihr weißes Haar schimmerte wie ein fransiger Mond in der Dunkelheit. Als ich so am Fenster stand und ihr hinterhersah, dämmerte mir die Wahrheit. Es würde meiner Mutter morgen nicht besser gehen. Morgen nicht, und auch sonst nicht, denn meine Mutter, Camille Sugarbaker Honeycutt, Zwiebelkönigin von Vidalia 1951, war verrückt.

Ich hauchte einen Fleck auf die Scheibe und presste meine Handfläche dagegen. Die Kälte der Scheibe war seltsam tröstlich. Der Fleck löste sich auf, und ich dachte an Gloria.

Gloria hatte mal auf der anderen Straßenseite gewohnt. Sie und Momma waren befreundet gewesen und hatten viel Zeit miteinander verbracht, als ich noch ganz klein war. Sie haben sich gegenseitig die Frisuren gemacht, die sie in Zeitschriften gesehen hatten, und manchmal haben sie im Wohnzimmer herumgetanzt, wenn *American Bandstand* lief.

Als das mit Mommas Aussetzern anfang, hatte Gloria als Erste versucht, mit meinem Vater zu sprechen.

Ich weiß noch, wie ich einmal auf dem Rasen neben dem Haus saß und mit meinem Teddy spielte. Auf der anderen Straßenseite sah ich Gloria Einkaufsstützen aus dem Auto laden. Ich wollte sie gerade rufen und winken, da kam mein Vater in unsere Auffahrt gefahren. Als Gloria ihn sah, kam sie über die Straße, ihr kurzes schwarzes Haar glänzte in der Sonne.

»Carl, ich muss mal mit dir reden. Es ist wichtig. Mit Camille stimmt irgendwas nicht«, sagte sie und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich mache mir Sorgen um sie, und ich habe Angst um Cecelia. Komm doch mal zu mir rüber, damit wir in Ruhe darüber sprechen können. Ich würde gern ...«

»Gloria, ich kann mich gut selbst um meine Familie kümmern«, sagte Dad mit einer abweisenden Geste.

»Ich glaube halt ...«

Aber Dad drehte sich um und ließ sie stehen.

Ab dem Tag war Gloria eine andere. Sie kam immer seltener zu uns, und dann gar nicht mehr. Sie lächelte zwar und winkte mir zu, wenn sie mich sah, aber sie kam nicht mehr herüber und sprach mit mir, wie früher. Und dann kam eines Tages ein großer grüner Umzugslaster und parkte vor ihrer Einfahrt. Später an dem Nachmittag schlossen Gloria und ihr Mann die Haustür ab und zogen weg. Sie hat sich nicht mal verabschiedet.

Jahre später saß ich nun hier und dachte darüber nach, wie viel einfacher alles wäre, wenn meine Mutter in einer Heilanstalt eingesperrt wäre. Manchmal wünschte ich mir sogar, sie wäre tot. Es war furchtbar, so was zu denken, aber ich kam nicht dagegen an. Ich wollte ja gar nicht in einem rosaroten Nebel von einem Disney-Erlebnis zum nächsten durchs Leben gleiten – alles, was ich wollte, war ein einziger, ganzer glücklicher Tag.

Am nächsten Sonntag klingelte morgens das Telefon, und als ich abhob, sagte eine Frauenstimme: »Oh, äh, hallo. Ich würde gerne mit Carl sprechen.«

Ich erkannte ihre Stimme. Sie hatte schon mehrfach angerufen. »Er ist nicht da. Wer spricht denn bitte?«

Es entstand eine lange Pause, dann sagte sie: »Ist nicht so wichtig, ich rufe einfach ein andermal wieder an.« Und sie legte schnell auf.

Später am Nachmittag rief sie wieder an und weigerte sich immer noch, eine Nachricht zu hinterlassen.

Keine zehn Minuten später hörte ich Dads Wagen vorfahren. Ich lief zur Hintertür hinaus und sah ihm zu, wie er ein Sixpack Bier und einen kleinen Koffer aus dem Kofferraum holte. Noch bevor er die paar Stufen zum Haus hinaufgegangen war, platzte ich heraus: »Du musst etwas tun. Momma braucht Hilfe. Und ich ...«

»Na komm, CeeCee, geh mal zur Seite«, brummelte er und schob sich an mir vorbei.

Sein Gesicht war wie zur Faust geballt, und er roch nach Alkohol, Schweiß und drei Tage alter schlechter Laune. Ich wusste, dass dieser Geruch eine große rote Flagge war, die mich davor warnte, ihm zu nahe zu kommen, aber ich folgte ihm trotzdem in die Küche.

»Momma muss ins Krankenhaus, und sie ...«

»Meine Güte, kann man hier nicht mal reinkommen,

ohne gleich vollgequatscht zu werden?» Er nahm sich ein Bier, packte den Rest des Sixpacks in den Kühlschrank und schob die Tür mit dem Fuß zu. »Ich war mit deiner Mutter bei einem Superdokter in Cleveland. Er hat ihr so viele Pillen verschrieben, dass das Badezimmer aussah wie eine gottverdammte Apotheke. Du weißt genau, dass sie sie nicht nimmt, und wenn doch, dann wirken sie nicht.«

»Es gibt ein spezielles Krankenhaus für seelisch kranke Leute in Eastlake. Habe ich im Telefonbuch nachgesehen.«

Er öffnete das Bier und ließ den Flaschenöffner mit einem lauten *Klonk* in die Schublade zurückfallen. »Hast du auch nur die leiseste Ahnung, was das kostet? Ich bin doch nicht Krösus!«

»Du kriegst ja gar nicht mit, was sie alles macht.« Ich marschierte durch die Küche und machte eine Schranktür auf. »Das sind die einzigen Teller, die wir noch haben, und weißt du, warum? Wenn sie verrückt wird, schmeißt sie sie an die Wand. Letzte Woche hat sie den Toaster die Kellerterre runtergeworfen, und dann hat sie ...«

Er packte einen Stuhl an der Lehne und drückte so fest zu, dass seine Knöchel ganz weiß wurden. »Ich bin auch nicht auf Rosen gebettet. Ich habe gestern einen großen Kunden verloren. Wie es aussieht, müssen wir den Gürtel enger schnallen. Ich kann es mir nicht leisten, deine Mutter ins Krankenhaus zu schicken.«

»Aber ich halte das nicht mehr aus. Wenn du Momma nicht ins Krankenhaus schicken willst, dann schick *mich* weg.«

Er beugte sich zu mir, sein Atem roch faul und heiß. »Hat deine Mutter dir je was getan? Hat sie dich geschlagen oder dir den Hintern versohlt?«

»Nein, aber sie ...«

»Dann sieh einfach zu, dass sie im Haus bleibt, wenn sie nicht sie selbst ist.« Er sah einen Stapel Post durch.

»Wenn du wegen Momma nicht irgendwas unternimmst, dann tue ich das. Ich erzähle der Schulschwester davon, oder ich ... ich ... gehe zur Polizei und ...« Mir zitterte das Kinn so sehr, dass ich den Satz nicht zu Ende brachte.

»Und was glaubst du, was die Polizei tun wird? Deine Mutter festnehmen, weil sie einen Toaster die Treppe runtergeworfen hat?«

Ich bebte vor Wut. »Nein. Sie zwingen *dich*, etwas zu unternehmen.«

Dad presste die Lippen zusammen. »Was glaubst du eigentlich, mit wem du sprichst?«

»Ich versuche, mit dir zu sprechen, aber du hörst ja nicht zu! Wo warst du die ganze Zeit? Warum musst du so viel in Detroit sein?«

»Ich bin beruflich unterwegs, das weißt du doch«, sagte er und riss einen Briefumschlag auf. Aber so, wie er den Blick abwandte, keimte in mir ein Verdacht.

Ich holte tief Luft und nahm all meinen Mut zusammen. »Eine Frau hat für dich angerufen, zweimal, aber sie wollte mir ihren Namen nicht sagen. Und das war heute nicht das erste Mal. Bist du deswegen nie zu Hause?«

Er bekam rote Flecken am Hals und starrte mich an. »Was soll das denn bedeuten?«

Ich hielt seinem Blick stand, ich war ebenso wütend wie er. »Hast du eine Freundin?«

»Weißt du was? Ich weiß gar nicht, warum ich überhaupt noch nach Hause komme.« Er zückte sein Portemonnaie, warf etwas Geld auf den Küchentisch und marschierte hinaus.

Und war, wie immer, weg.

Spät am folgenden Nachmittag saß meine Mutter auf

der Hintertreppe. Sie war immer noch im Nachthemd, ihr Haar war ein einziges Vogelnest aus Haarnadeln und Lockenwicklern vom Abend zuvor. Sie hatte die Knie eng umschlungen, saß still da und starrte in den Himmel, der so brüchig wirkte wie verkohlte Alufolie.

Ich ging hinaus und setzte mich neben sie. Wir sagten nichts. Wir saßen nur da und beobachteten, wie der Wind auffrischte und dunkle Wolken aufzogen. Der seltsame, elektrische Geruch von Sturm erfüllte die Luft, und als es in der Ferne donnerte, streckte ich die Hand aus und berührte sie. »Komm besser rein, Momma. Es fängt gleich an zu regnen.«

Ihre Lippen bewegten sich kaum, als sie antwortete. »Ich beobachte den Vogel da. Ganz hoch oben im Baum.«

Ich sah keinen Vogel und dachte, vielleicht geht ihre Fantasie wieder mit ihr durch. Aber da tschilpte es dreimal, und ein Rotschulterstärbling erhob sich aus dem Baum. Momma und ich sahen ihm nach, bis seine purpurfarbenen Flügelflecken nicht mehr zu sehen waren.

»Ich wäre gern ein Vogel.«

»Warum? Was hättest du denn davon?«

Sie drehte sich um und sah mich mit erschöpften blauen Augen an. »Dann könnte ich zurück nach Georgia in mein altes Leben fliegen.«

Ich merkte, dass sie fast anfang zu weinen, also nahm ich ihre Hand und zog sie hoch. Als wir in die Küche kamen, wirkte Momma blass und wacklig auf den Beinen. »Ruh dich doch ein bisschen aus«, sagte ich und führte sie die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. »Ich mache uns nachher was zu essen.«

Sie setzte sich auf die Bettkante, schlaff wie eine zerschlissene Stoffpuppe. Ich zog ihr die Hausschuhe von den Füßen und stellte sie neben ihren Nachttisch, aber als ich ihr gerade die Lockenwickler aus dem Haar machen

wollte, flogen ihre Hände plötzlich in die Luft, und sie schlug um sich, als würde sie von einem Mückenschwarm angegriffen.

»Was ist denn Momma? Was hast du?«

Sie sprang auf und kreischte: »Die besten Jahre meines Lebens habe ich vergeudet! Dieser Mistkerl! Zur Hölle mit ihm! Er soll tot umfallen!«

Momma schnappte sich eine Puderdose von ihrem Frisiertisch und warf sie gegen die Schranktür. Sie explodierte, und es flog so viel weißer Puder durch die Luft, dass ich mich fühlte wie in einer riesigen Schneekugel.

## Kapitel 3

Freitag, 2. Juni 1967

Es gab drei Augenzeugen, und alle drei sagten dasselbe: Der Happy-Cow-Eiswagen kam über eine Straßenkuppe geschossen und prallte so heftig auf Momma, dass sie aus ihren roten Satinschuhen gestoßen wurde. Ein Polizist mit dickem Bauch stand bei uns in der Einfahrt und sagte zu Dad, Momma sei sofort tot gewesen.

»Es tut mir leid, Ihnen diese schreckliche Nachricht überbringen zu müssen. Wirklich leid. Es ging so schnell, sie hat nichts gespürt, Mr Honeycutt. Das versichere ich Ihnen.«

Meine Beine wurden ganz weich, und ich klammerte mich am Fensterrahmen fest. *Rote Schuhe? Ja, sie trug ihre roten Lieblingsschuhe.*

Mit aschfahlem Gesicht schaute Dad das Haus an. Einen kurzen, bohrenden Moment lang begegneten sich unsere Blicke. In der Luft zwischen uns hingen tausend ungesagte Worte. Seine Stimme brach, als er sich an den Polizisten wandte und fragte: »Wo ... wo sagen Sie, ist das passiert?«

»Auf der Euclid Avenue, vielleicht fünfzig Meter vor dem Wohltätigkeitsladen. Der Eiswagenfahrer sagt, sie ist ihm schnurstracks vor den Wagen gelaufen. Er konnte nicht mal mehr ausweichen.«

Dad hob die Hand, die Innenfläche nach vorn gestreckt, die Finger gespreizt, wie um den Polizisten davon abzuhalten, noch mehr zu erzählen.

»Großer Gott«, sagte er, ließ den Arm sinken und setzte sich schwer auf die Eingangsstufen. »Großer Gott im Himmel.«

Der Polizist zog sich einen Zahnstocher hinter dem Ohr hervor und steckte ihn sich in den Mundwinkel. »Das ist natürlich ein entsetzlicher Schock, aber ich muss Ihnen trotzdem ein paar Fragen stellen. Ihre Frau ist in einem ausgefallenen Cocktailkleid auf die Straße marschiert, und sie hatte ein Diadem auf dem Kopf. Ich weiß ja, dass sie sich manchmal gerne ein bisschen ... na ja, farbenfroh gekleidet hat. Und ich frage mich, hat sie eigentlich irgendwelche Medikamente genommen?«

Dad ächzte und schüttelte den Kopf.

»Mr Honeycutt, wissen Sie, wohin sie wollte, so aufgeputzt am helllichten Tag?«

Dad ließ den Kopf hängen und sagte Nein. Aber das war eine dicke, fette Lüge. Er wusste verdammt gut, dass Momma mindestens einmal die Woche in den Wohltätigkeitsladen ging, aber ich nahm an, es war ihm zu peinlich, dem Polizisten zu erzählen, warum.

Er war fast drei Wochen lang nicht zu Hause gewesen und noch keine zwanzig Minuten da, als der Polizist an die Tür geklopft hatte. Ich wusste selbst nicht, ob mein Vater mir vollkommen egal war oder ich ihn wirklich hasste, aber ich war zutiefst dankbar, dass er mit dem Polizisten sprach und nicht ich.

Ich trat vom Fenster weg, warf mich aufs Bett und holte mehrmals langsam und tief Luft. Mir rauschte das Blut in den Ohren, und eine seltsame Hitze kroch durch meine Adern, bis mir so heiß war und ich so schwitzte, dass ich dachte, ich müsste spucken. Als ich schon ins Bad rennen wollte, kühlte ich plötzlich so schnell ab, dass ich zitterte. Wer auch immer gesagt hatte, das Leben könne sich in einem winzigen Augenblick komplett ändern, hatte also